

Kultur

VON WOLFRAM GOERTZ

DÜSSELDORF Wer aus Köln nach Düsseldorf kam und klassische Konzerte liebte, landete in einem dialektischen Dilemma: Er musste die Düsseldorfer Tonhalle mit der Kölner Philharmonie vergleichen. Diese war jung, erfolgsbestimmt, strebte auf die Position des NRW-Platzhirsches, dagegen stand in der Landeshauptstadt am Rhein schon seit Jahrzehnten dieses trutzige, gedrungene ehemalige Planetarium, das später zum Konzerthaus umgewandelt worden war. Der Unterschied der Häuser zeigte sich auch in ihren Intendanten: In Köln war es Franz Xaver Ohnesorg, der weltumarmungsbegabte Klassikverkäufer, in Düsseldorf der feinsinnige Peter Girth, für den ein Mezzoforte im Gespräch eine unangenehme Kraftmeierei war. Ohnesorg rührte die Trommeln, Girth organisierte diskret, aber mit Welterfolg – beispielsweise die Ausstellung „Entartete Musik“.

Bei aller Hochachtung vor Köln: Mein Herz schlug immer für das Düsseldorfer Haus. Wenn es am 8. Mai 100 Jahre alt wird, gehe ich abends hin und genieße die Jubeltrompeten in Mahlers Erster. Diese Zuneigung war nicht selbstverständlich. In Köln hatte ich – damals in Diensten des „Kölner Stadt-Anzeiger“ – die rauschende Eröffnung der Philharmonie erlebt und auch später bedeutende Konzerte gehört, mit Musikkritiken hatte ich mein Studium finanziert. Seit 1988 schreibe ich, der gebürtige Mönchengladbacher, erneut für die Rheinische Post, die schon in meinen Kindertagen auf dem Küchentisch gelegen und für die ich im Oktober 1978 meine allererste Musikkritik fabriziert hatte. Und ging alsbald von Berufs wegen in die Tonhalle.

Der erste Eindruck von innen war überwältigend: dieses planetarische Rund, Musik unter einer Himmelskuppel – ein schönes, vielleicht zu schönes Bild. Wer hier Platz nahm, lernte rasch, dass Schönheit und Klang nicht zwangsläufig ein Paar bilden. Die Tonhalle galt lange als akustisch heikel, als Raum, der sich gegen die Musik sperrte, sie umlenkte, zerstreute, manchmal geradezu verschluckte. Streicher klangen so entfernt, als säßen sie in Dormagen, Hörner verloren ihre Aura, und der Dirigent schien bisweilen eher ein Koordinator akustischer Zufälle als ein Gestalter von Klang. Das Problem hatte sogar einen Namen: Klopffeist.

Die halbkugelförmige Kuppel aus Holz war das Problem. Eingehenden Schall knallte sie nach barschen Reflexionsgesetzen gebündelt ins Pub-

ESSAY Vor 100 Jahren wurde das Planetarium in Düsseldorf eröffnet, später wurde es zum Konzertsaal umgebaut. Unser Musikredakteur besucht ihn seit Jahrzehnten. Seine Erinnerungen fallen nicht ganz ungetrübt aus.

Meine Tonhalle



Ungewohnter Moment: RP-Kulturredakteur Wolfram Goertz allein in der Düsseldorfer Tonhalle.

FOTO: ANDREAS BRETZ

likum zurück, statt ihn in der Luft zu halten und dort zu mischen. In Verbindung mit dem Direktschall vom Podium hatten Hörer auf manchen Plätzen etwa bei Klavierabenden das Gefühl, dass eigentlich zwei Pianisten das identische Programm im Abstand von wenigen Millisekunden spielten. Aus Köln vernahm man selbstverständlich nur Spott.

Vor knapp 20 Jahren wurde das Problem von genialischen Akustikern im Rahmen eines Generalumbaus des Saals gelöst, der Raum präsentiert sich seitdem völlig anders: Eine metallblaue Gitterhaut am Firmament überwölbt ein raffiniertes System von Schallumlenkkörpern. Welche Technik da im Einzelnen noch im Spiel ist, darf uns einerlei sein. Es ist sozusagen eine Sache moderner Mythologie, wie der Himmelsbote Hermes dem Publikum die Klänge übermittelt. Aus

Köln vernimmt man seitdem Töne leiser Hochachtung.

Bleiben wir beim Vergleich, der ebenso zur Liebe geführt hat. In Köln sitzt das Publikum stets etwas anonym, alle Augen aus immer größerer Ferne auf die Kunstakteure am tiefsten Punkt des Saals gerichtet; aus den hintersten Reihen wären Feldstecher hilfreich.

In der Tonhalle ist das Auditorium ein auf vergleichsweise kleinem Raum sehr demokratisch gefügtes Gebilde, eine Glücks- und Genussgemeinschaft – zu Gast im Amphitheater der Emotionen, in dem man bisweilen im zweiten Parkett, Block B, gegenüber auch jemandem beim Einnicken zusehen kann. Diese Nähe zur Kunst und ihrer Wirkung erlebt man in nur wenigen anderen Sälen der Welt.

Die Tonhalle ist kein Container für Musik, sie ist ein Gegenüber

Seit 1988 sitze ich also regelmäßig in diesem Saal, und wenn ich auf Erinnerungswanderschaft gehen will, was und wen ich dort alles gehört habe, schaue ich in die vielen Leitzordner, in denen die unvergessene Frau Pense, frühere Sekretärin des Feuilletons unserer Redaktion, alle Artikel der Redakteure chronologisch abgeheftet hatte. Wenn ich vom Jahr 1988 an losblättere, habe ich klangliche Reminiszenzen in bunter Folge, die in all den Jahren auch zeigen, dass große Kunst akustische Defizite ausblenden kann.

Ein kleiner Blick 37 Jahre zurück gefällig? Am 8. Mai 1989 (Jahrestag!) überwältigte Michael Gielen mit dem SWR-Orchester und Brahms' Vierter. Ein paar Wochen später zeigte uns das Concertgebouw Or-

chestra Amsterdam unter Riccardo Chailly alle Herrlichkeiten von Brahms' Zweiter. Im September desselben Jahres gab Georg Solti ausgerechnet mit dem Chicago Symphony Orchestra einige gestalterische Probleme mit Beethovens „Eroica“ zu erkennen. René Heinersdorff, der Veranstalter, las meine Kritik nicht gern, trotzdem wurden wir Gefährten in der Sache: die Klassik zu den Menschen zu bringen.

Gelegentlich waren Hörer sogar bestrebt, dass sich der Saal nach einem Konzert schnell wieder leerte: Alfred Brendel hätte am 3. Oktober 1989 gewiss einige Zugaben mehr gegeben, aber das Auditorium wirkte nach seinem ebenso grüblerischen wie stürmischen Beethoven übermüdet und strebte gen Heimat. Und wieder ein paar Wochen später bescherte Justus Frantz der Tonhalle ein affiges Mozart-Desas-

ter. Kann ich noch heute alles bei mir nachlesen.

Auf diesem Level blieb es, wie auch anders: schöne Abende, Sensationen, Reinfälle. Manchmal verließ ich die Tonhalle als Schwärmer. Manchmal war es ein Vorteil, dass ich vor dem Schreiben erst einmal zu Bett ging und eine Nacht über alles schlief; die Rechtsabteilung der Zeitung musste nicht vorgewarnt werden.

Einen Lieblingsplatz in der Tonhalle, obschon manche das glauben, habe ich bis heute nicht. Bei den „Sternzeichen“-Konzerten sitze ich meist im Rang, bei den Heinersdorff-Reihen im 2. Parkett. Alles komfortabel zum Sehen und zum Hören. Ideale Orte gibt es ohnedies nicht, und ihren eigenen Willen hat sich die Akustik bewahrt, vielleicht liegt auch darin ihr Reiz. Die Tonhalle ist ja kein Container für Musik, sie ist ein Gegenüber. Manchmal widerspricht sie, manchmal überrascht sie, manchmal schenkt sie Augenblicke von solcher Intensität, dass man den Weg über all die irritierenden Jahre als notwendig empfindet. Ich denke an einen Abend mit Bruckners Siebter, bei dem sich die Streicher wie in einem einzigen Atem organisierten, an ein Debussy-Programm, das die Kuppel in ein flirrendes Licht tauchte, an eine späte Schostakowitsch-Sinfonie, die hier – ausgerechnet hier – unerbittliche Klarheit gewann.

Vor allem ist die Tonhalle bis heute ein Haus, das Begegnungen und Menschenstudien ermöglicht. Wie oft hörte man schon Gäste den Aufstieg in den Rang als unerwartetes Alpinisten-Training beseufzen. Oder registrierte man ein erstauntes Déjà-vu-Lächeln, wenn man beim Rundgang um die Rotunde einem anderen Paar bereits zum dritten Mal begegnete. Noch heute gehe ich immer im Uhrzeigersinn, nie dagegen.

Und dann sind mir auch die Mitarbeiter der Tonhalle über die Jahrzehnte ans Herz gewachsen. Frau Linkamp. Frau Beck. Das Ehepaar Hoppe. Die gesamte Verwaltung. Und an der Garderobe Frau Mettschulat und Frau Hanauer, die leider gestorben ist und mir früher den Mantel stets mit dem Satz abnahm: „Aber heute mal etwas Nettes schreiben!“

Die Tonhalle verfügt über knapp 1850 Sessel, etliche davon sind per Abonnement in den diversen Reihen vergeben. Wir alle freuen uns, wenn wir wieder hin- und hineingehen, manche begrüßen den Saal, der keine Anonymität zulässt, sogar wie eine liebe Bekannte und sagen voller Wärme und Dankbarkeit: Meine Tonhalle!